Kontrabass und Popmusik

Marcus Gnadt

„Kunst oder Kommerz?“, vor dieser Frage steht wohl jeder Musiker irgendwann im Laufe seiner Karriere. Marcus Gnadt macht beides. Auf der einen Seite ist er als Sideman für Popmusiker wie Lena Meyer-Landrut, No Angels, Die Ärzte und Johannes Oerding tätig, auf der anderen Seite spielt er Jazz mit Bob Mintzer, Herb Geller und Jason Marsalis. Auf die Frage, wie er diesen stilistischen Spagat bewältigt, hat Marcus Gnadt eine einfache Antwort: „Ich nehme jede Stilistik ernst und lege keiner Musikrichtung gegenüber Arroganz an den Tag. Alles, was bewusst gemacht wird, ist Musik und hat eine Daseinsberechtigung!“

Text von John Lahann, Bilder von Vincent Van der Klugt und Kristine Thieman

Der 09.12.1980 war ein besonderer Tag in Marcus Gnadts Leben. Am Vortag wurde John Lennon erschossen und Marcus’ Vater nahm dies zum Anlass, seinen achtjährigen Sohn mit der Musik der Beatles vertraut zu machen. „Als Kind haben mich diese Fill-Ins, die Paul McCartney bei ‚With A Little Help From My Friends‘ spielt, fasziniert. Ich wusste zwar nicht, welches Instrument das war, aber ich mochte den Sound. Als mir dann gesagt wurde, dass es sich dabei um den Bass handelt, war mir klar, dass ich dieses Instrument spielen will!“, sagt Gnadt. Sein erster Bass war folglich ein Höfner 500/1, den er für 350 Mark gebraucht kaufte. Über das Landesjugendjazzorchester kam er erstmalig mit Jazz in Berührung. Inspiriert von Jaco Pastorius und Scott LaFaro begann er, sich intensiver mit dieser Stilistik auseinanderzusetzen und studierte schließlich Musik in Bremen und Hamburg. „Meine Dozenten Detlev Beier und Lucas Lindholm hatten ebenfalls großen Einfluss auf mein Spiel. Timing wird bei Jazz-Musikern gerne vernachlässigt. Nicht so bei Detlev. Wenn er eine Eins spielt, gibt es da keine Fragen. Er ist der Baumstamm der Band. Außerdem habe ich von den beiden gelernt, niemals unbewusst zu spielen, sondern immer wachsam zu sein und Verantwortung innerhalb der Band zu übernehmen.“ Eine Fähigkeit, die ihm bei seiner späteren Karriere enorm helfen sollte.

bq: Marcus, in deiner Vita finden sich einige prominente Namen. Wie hat deine Karriere begonnen?
Marcus Gnadt: Das Ganze ging eigentlich direkt nach meinem Studium los. Ich hatte mit meiner damaligen Band Aerger einen Plattenvertrag bei Universal Music. Mit dem Landesjugendjazzorchester und auch mit eigenen Bands konnte ich schon Studioerfahrungen sammeln, das war wieder etwas komplett anderes. Für die Albumproduktion hatten wir sechs Wochen Zeit. Vier davon haben wir bei Uwe Hoffmann in Spanien verbracht. Uwe hat unter anderem die Ärzte, Sportfreunde Stiller und die Donots produziert. Er ist also durchaus ein Schwergewicht in der deutschen Musikszene. Bei ihm habe ich gelernt, wie man professionell im Studio arbeitet. Ich werde mich immer an die erste Recording-Session bei Uwe erinnern. Ich hatte gerade meinen Bass-Part eingespielt und erwartete eigentlich Lob oder ähnliches. Als ich ihn jedoch fragte, ob es ihm denn gefallen hat, sagte er: „Marcus, von allen Bässen, die ick ofjenommen habe, is dat eener!“ Und eigentlich hat er Recht. Im Studio musst du eben in erster Linie funktionieren, da bleibt keine Zeit für Eitelkeiten.

bq: Wie kam dann der Wandel vom Musiker in einer eigenen Band zum Sideman für andere Künstler?
Marcus Gnadt: Das war eigentlich ein schleichender Prozess. Nach unserem Debütalbum haben wir als Band zusammen das RGR-Studio gegründet und dort unser zweites Album aufgenommen, was leider nie veröffentlicht wurde. Parallel dazu war ich dann schon als Bassist mit verschiedenen Acts wie Vanessa Amorosi und Jasmin Wagner unterwegs. Der Kontakt kam damals über Universal zustande. Das war für mich sozusagen der Türöffner. Wenn man sich in der Szene erst mal einen Namen gemacht hat, wird man automatisch für weitere Jobs gebucht. Gerade hier in Hamburg geht ja viel. Bei Lena Meyer-Landrut und No Angels bestanden die Bands mehr oder weniger komplett aus Hamburger Musikern. Mit beiden war ich auf Tour. Außerdem werde ich auch öfters angerufen, wenn es brennt. So habe ich schon für Roger Cicero und Udo Lindenberg gespielt.

bq: Wie sah deine Zusammenarbeit mit den Ärzten aus?
Marcus Gnadt: Sie brauchten für einen Track auf dem Album „13“ einen Kontrabass. Den habe ich eingespielt und das war’s. Eigentlich nichts Großes, trotzdem bin ich froh, sie mal kennengelernt zu haben. Bela habe ich danach noch ein paarmal getroffen, doch das ist alles echt lange her.

bq: Kommen wir zu den kurioseren Namen in deiner Vita. Was kannst du uns von deiner Zusammenarbeit mit Right Said Fred erzählen?
Marcus Gnadt: Das klingt jetzt bestimmt schlimmer, als es ist. Das sind wirklich gute, meinungsstarke Musiker. Vor Right Said Fred waren die beiden ja Dienstleistungsmusiker. Sie haben unter anderen für Bob Dylan, David Bowie und Mick Jagger gespielt. Richard ist ein richtig guter Bassist. Deshalb ist es ihnen wichtig, dass es ihren Musikern gut geht. Das Ganze ist eigentlich immer wie eine Klassenfahrt auf hohem Niveau. Es gibt tolle Hotels, gutes Essen und auf der Bühne haben wir Spaß!

> „Ich vertrete mittlerweile den Standpunkt, dass weniger nicht mehr, sondern oft besser ist.“

INTERVIEWS

> Es ist schon wichtig, dass man einen guten Ton anbietet, im Endeffekt ist man allerdings immer vom Soundmann abhängig.

bq: Du deckst stilistisch von Jazz über Pop bis hin zur Weltmusik ein sehr breites Spektrum ab. Wie bereitest du dich auf diese verschiedenen Jobs vor?
Marcus Gnadt: Die Vorbereitung hängt eigentlich weniger von der jeweiligen Stilistik als von dem Künstler ab. Bei Michel Van Dyke weiß ich zum Beispiel, dass alles genau so gespielt werden soll, wie es auf der Platte ist. Bei Popmusik ist das meistens so. Ich spiele aber öfter mit dem schwedisch/südafrikanischen Duo Fjarill. Da ist es erwünscht, die Songs live neu zu gestalten. Natürlich muss ich das Material gut kennen, obwohl live schon viel improvisiert wird. Da muss man dann einfach die Ohren aufmachen und schauen, was passiert.

bq: Du wirst häufig für Kontrabass-Jobs gebucht. Siehst du dich eher als Kontra- oder als E-Bassist?
Marcus Gnadt: Die beiden Instrumente sind bei mir gleichberechtigt! Es hat allerdings eine gewisse Annäherung stattgefunden, was die Spielweise angeht. Weil ich oft für Pop gebucht wurde, musste ich häufig songdienliche Bässe einspielen. Das hat sich auf mein Kontrabassspiel ausgewirkt. Ich vertrete mittlerweile den Standpunkt, dass weniger nicht mehr, sondern oft besser ist!

bq: Wie ist denn deine Herangehensweise, wenn du Kontrabass im Popkontext spielst?
Marcus Gnadt: Eigentlich unterscheidet sich meine Herangehensweise bei Popmusik nicht allzu sehr von der beim Jazz. Klar, im Jazz hat man viele Freiheiten. Da kann ich mich ausspielen. Das hat fast schon etwas Therapeutisches. Andererseits habe ich auch im Jazz Freude an der Rolle des Begleiters, der einfach nur Viertel spielt. Wenn ich Jazz-Balladen spiele, unterscheidet sich meine Spielweise fast gar nicht von der bei einer Pop-Ballade. Da geht es erst mal um die dicke Eins! Eine spezielle Herangehensweise habe ich also nicht.

bq: Trotzdem gibt es ja gar nicht so viele Kontrabassisten, die für Pop gebucht werden. Von daher machst du ja anscheinend irgendetwas richtig.
Marcus Gnadt: Na ja, es gibt schon einige E-Bassisten, die auch irgendwie Kontrabass spielen. Ich habe allerdings oft das Gefühl, dass sich diese Leute nicht wirklich von oben bis unten mit dem Instrument auseinandergesetzt haben. Außerdem ist der Anspruch an den Ton oft ein anderer. Ich habe mich gut zehn Jahre mit Tonbildung auseinandergesetzt. Das macht sicherlich den Unterschied aus. Dadurch ist man als Musiker für die Produzenten natürlich einfacher zu handhaben, weil der Ton ausgewogener ist. Auf der anderen Seite gibt es wenige Jazz-Bassisten, die Lust auf Pop und das entsprechend reduzierte Spiel haben. Manche Kollegen legen dieser Musikrichtung gegenüber eine gewisse Arroganz an den Tag. Also, im Prinzip geht es um die Bereitschaft, sich auf Popmusik einzulassen und darum, das Instrument gut klingen zu lassen.

bq: Was kannst du uns zum Thema Tonbildung erzählen?
Marcus Gnadt: Da kommt man ums Streichen nicht herum. Klassische Etüden! Alleine, um sich die Wege, die man auf dem Instrument zurücklegen muss, zu verdeutlichen, ist das enorm wichtig. Die Intensität, mit der man die Saite herunterdrückt, ist ebenfalls von großer Bedeutung. Damit formt man den Charakter des Tons. Man hat auf dem Kontrabass direkten Kontakt zum Griffbrett. Bei dem bundierten E-Bass ist es nicht so. Da schwebst du mit der Fingerkuppe ja immer in der Luft und berührst das Griffbrett eigentlich nie. Auf dem Kontrabass kann es ein richtiger Hochgenuss sein, einfach nur lange Töne zu spielen. Ich habe das bei den Aufnahmen zu Anna Degenbuschs Album „Ins Gesicht“ gemerkt. Da gab es eine sehr langsame Nummer im 6/8tel-Takt. Eigentlich war meine erste Intension, dort einige Fill-Ins zu spielen – alleine aus der Angst heraus, dass der Bass-Part sonst als zu langweilig wahrgenommen werden könnte. Ich habe mich jedoch bewusst dazu entschieden, einfach die Einsen zu legen und die Töne lange auszukosten.

bq: Wie sieht es bei dir mit Equipment aus?
Marcus Gnadt: Ich besitze mehrere E-Bässe. Einen Fender Marcus Miller Jazz Bass, einen Tokai Hard Puncher, einen MusicMan Stingray, einen Squire JV Pression Bass und einen Höfner Violin Bass. Alles nichts Besonderes. Zur Verstärkung benutze ich eine Ampeg 4x10 Box mit einem Burman Röhrentopteil. Das ist ein handwired Vollröhrenamp aus den siebziger Jahren. Ich habe ihn bei eBay ersteigert. Der Verkäufer wohnte in London und die Jungs von Right Said Fred haben ihn dort für mich abgeholt und zum Gig mitgebracht. Mein Kontrabass ist eine Sonderanfertigung. Er wurde 1977 von Emanuel Wilfer für Detlev Baier gebaut. Live schicke ich ihn einfach über einen Sansamp Bassdriver und lasse ihn mir auf den Monitor geben. Es ist schon wichtig, dass man einen guten Ton anbietet, im Endeffekt ist man allerdings immer vom Soundmann abhängig. Früher habe ich bestimmt etliche Tontechniker in den Wahnsinn getrieben. Ich war eine richtige Diva, kam ständig mit Sonderwünschen an. „Kannst du mir die Mitten bei 800 Hertz rausdrehen?“ und so was. Natürlich sage ich auch heute noch, wenn mich etwas stört, aber damals war ich wohl zu extrem. Ich hatte extra ein langes Kabel, damit ich beim Soundcheck neben dem Mischer stehen und ihn vollnerven konnte. So etwas mache ich heute nicht mehr. Der Soundmann sollte dein bester Freund sein, sonst hast du auf der Bühne ein hartes Leben.

bq: Du bist seit den neunziger Jahren im Geschäft. Seitdem hat sich vieles verändert. Zum Besseren oder Schlechteren?
Marcus Gnadt: Das kommt drauf an … natürlich gibt es immer noch ein paar tolle Jobs in Deutschland, andererseits ist das Musikerleben schon schwieriger geworden. Der Markt ist echt überflutet. Als ich studierte, gab es nur ein paar Musikhochschulen, an denen man Jazz/Rock/Pop studieren konnte. Heute gibt es ein viel breiteres Ausbildungsspektrum. Entsprechend strömen mehr Musiker auf den Markt. Ich habe das Gefühl, dass es gerade bei den Leuten, die von den privaten Schulen kommen, die Tendenz gibt, sich unter Preis zu verkaufen. Natürlich wollen sie alle spielen und Erfahrungen sammeln, das ist ja wichtig – sie vergessen dabei nur, dass sie sich mit dieser Preispolitik die eigene Zukunft verbauen.

bq: Was sind deine aktuellen Projekte?
Marcus Gnadt: Ein Projekt, das mir gerade sehr am Herzen liegt, ist Polylog. Initiiert wurde es von der Sängerin Lisa Schmalz und dem Posaunisten Chris Lüers. Bei diesem Projekt werden die Grenzen zwischen Klassik und Jazz aufgebrochen. Oft gibt es ja eine gewisse Arroganz zwischen Musikern dieser Stilrichtungen. Das ist bei Polylog anders. Da geht es um die Liebe zur Musik – unabhängig von der Stilistik. So soll es auch sein!

bq: Vielen Dank für das Interview! ■

Anzeige